

# Eltern, unterschätzt nicht eure Töchter!

Die Verteilung der Intelligenz zwischen den Geschlechtern ist ausgeglichen. Trotzdem werden Jungen immer noch häufiger als hochbegabt erkannt als Mädchen. Woran liegt das?

Von Eva Schläfer

Was hatte sich Bastian auf die Schule gefreut. Im letzten Kindergartenjahr erzählten ihm alle Erwachsenen davon, wie viel er im ersten Schuljahr lernen werde. Bei seiner Einschulung trug er zur Feier des Tages Hemd und Krawatte. Dann aber schlug seine Begeisterung schnell in Unzufriedenheit um. Im Unterricht benahm er sich unauffällig, doch zu Hause ließ er seinem Frust freien Lauf. Er schmiss Sachen durch die Wohnung, trat gegen Wände, beschimpfte und bedrohte seine Eltern. Gleichzeitig war er erkennbar verzweifelt. Nichts machte ihm mehr Spaß. Weder mit Fußballspielen oder Klettern noch anderen früheren Lieblingsaktivitäten war er vom Fernseher wegzulocken. Aus der Schule erzählte er quasi nichts; jeden Morgen war es ein Kampf, bis er sich auf den Weg machte.

Im Kindergarten war er mit allen anderen Kindern gut ausgekommen, nun sah ihn seine Mutter immer wieder allein auf dem Schulhof sitzen. Seine Eltern vermuteten Mobbing. Wegen Bastians Unfähigkeit, seine Probleme in Worte zu fassen, verstanden sie nicht, dass er sich unterfordert fühlte, enttäuscht war von dem langsamen Lerntempo in seiner Klasse und gleichzeitig krampfhaft versuchte, nicht aufzufallen, „normal“ zu sein. Der Sohn litt – und die Eltern auch. Je länger Bastians Zustand anhielt, desto hilfloser und besorgter wurden sie.

Irgendwann beschlossen sie, mit ihm zu einer Kinderpsychologin zu gehen. Diese empfahl nach ein paar Gesprächen mit dem gerade sieben Jahre alt gewordenen Jungen, ihn auf Hochbegabung testen zu lassen. Das Ergebnis war eindeutig: Bastian gehört statistisch gesehen unter 100 Kindern zu den zwei bis drei, die außergewöhnliche Begabungen und Fähigkeiten besitzen.

Von allen Kindern in Deutschland sind etwa drei Prozent hochbegabt, schätzt die deutsche Gesellschaft für das hochbegabte Kind; statistische Daten liegen nicht vor. Was aber erfasst wird: Nur rund 25 Prozent der Kinder, die bei einem Fachpsychologen oder in einer entsprechenden Beratungsstelle getestet werden, sind weiblich. Jungen werden also deutlich häufiger als hochbegabt erkannt und dann auch gefördert als Mädchen.

Woran kann das liegen? „Im Durchschnitt“, so heißt es in der Broschüre „Begabte Kinder finden und fördern“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung, „zeigen Jungen und Mädchen eine vergleichbar hohe allgemeine Intelligenz.“ Trotz der häufig gehörten Behauptung, dass Jungen in mathematischen und Mädchen in verbalen Fähigkeiten einen Vorsprung hätten, seien keine nennenswerten Unterschiede in der Denkfähigkeit der Geschlechter zu verzeichnen. Lediglich in dem speziellen Teilbereich des räumlichen Vorstellungsvermögens zeigten Jungen im Durchschnitt bessere Leistungen als Mädchen; diese hätten dafür häufiger ein ausgeglicheneres Intelligenzprofil. Deshalb könne man „in der Praxis davon ausgehen, etwa ebenso viele hochbegabte Jungen wie hoch begabte Mädchen anzutreffen“.

Hochbegabung ist ein Thema, dem Öffentlichkeit und Schulen heute offener gegenüberstehen als vor 20 Jahren. Trotzdem herrschen noch viele Vorurteile und Unwissenheit. Grundsätzlich gilt: Hochbegabung erhöht nicht das Risiko, dass ein Kind Probleme hat. Aber Reibungspunkte gibt es allemal. Die Kinder müssen zu ihren Begabungen finden, lernen, dass sie manche Dinge anders wahrnehmen und verstehen als ihre Mitschüler – und trotzdem Freundschaften schließen. Medien berichten gerne über absolute Ausnahmetalente wie etwa im vergangenen Sommer über den achtjährigen Niederländer, der sein Abitur ablegte. Oder über die sogenannten „Underachiever“, die trotz hoher Intelligenzquotienten ihre Fähigkeiten nicht in Leistung umsetzen können.

Das Gros der Hochbegabten sind aber keine kleinen Einsteins oder unkon-



Manche Talente müssen schon im Kindesalter trainiert werden, um zur wahren Meisterschaft gebracht zu werden: Lisa, klügstes Kind bei „The Simpsons“, hat es geschafft.

Foto: Imago

trollierbare Zappelphilippe, sondern ziemlich normale Kinder – die das Potential haben, aufzufallen. Weil sie zum Beispiel sehr schnell denken. Tief in Themen eintauchen. Sich rasch ein strukturiertes Bild von einer für sie neuen Situation machen können. Einen untypischen Humor haben oder besondere motorische Fähigkeiten.

Festgestellt wird Hochbegabung über einen IQ-Test. Er kommt bei Kindern in aller Regel zum Einsatz, wenn, wie bei Bastian, negative Auffälligkeiten auftauchen und Eltern und/oder Lehrer vermuten, dass eine Hochbegabung vorliegen könnte. 50 Prozent der Bevölkerung haben einen Intelligenzquotienten von 90 bis 110, Hochbegabte einen IQ über 130. Der Psychologe Andreas Niklas, Mitglied in der Expertengruppe für Hochbegabung des Berufsverbands Deutscher Psychologen, hat in den vergangenen elf Jahren in seiner Praxis in München etwa 1500 IQ-Tests durchgeführt, bei denen das Verhältnis von getesteten Jungen zu getesteten Mädchen in einigen Jahren bei 3:1, in anderen bei 2:1 lag.

Bei kleinen Kindern unter fünf Jahren dauert der Test eine halbe bis dreiviertel Stunde, bei älteren bis anderthalb Stunden. In bis zu zehn verschiedenen Untertests werden mathematisches Verständnis, Sprachvermögen, logisches Denken, Gedächtnis- und Verarbeitungsgeschwindigkeit überprüft. Aus den einzelnen Ergebnissen ergibt sich der Intelligenzquotient.

Psychologe Niklas erkennt bereits bei vielen Kindern und Erwachsenen mit einem IQ von 120 ein hochbegabungstypisches Verhalten, über das er mit seiner Frau Claudia ein Buch geschrieben hat. Der Titel: „Die Rätselhaft-

ten – Wie Hochbegabte besser mit sich und anderen leben“. Er sagt: „Natürlich können hochbegabte Kinder auch auffallen, weil sie tolle Sachen machen. In den meisten Fällen aber kommen Eltern mit ihren Kindern zu mir, weil es Probleme gibt.“ Und die träten eher bei Jungen als bei Mädchen auf. „Jungen sind auffälliger, Jungen sind ungeduldiger, Jungen sind herausfordernder und wollen Grenzen austesten.“

So simpel es klingen mag: Tatsächlich ist das einer der Hauptgründe, warum Mädchen seltener getestet und als hochbegabt identifiziert werden. Sie neigen im Vergleich zu Jungen stärker dazu, sich ihrem Umfeld anzupassen, sind sensibler gegenüber sozialen Signalen und verstecken eher ihre Fähigkeiten, um nicht aus der Gruppe herauszufallen.

Bedienen solche Feststellungen Stereotype? Anscheinend nicht, denn sie werden von Experten bestätigt. Christine Koop arbeitet für die Karg-Stiftung in Frankfurt am Main, die die Förderung hochbegabter Kinder zum Ziel hat. Die Psychologin hat häufig beobachtet, dass sich Mädchen angepasster verhalten und die eigene Leistungsfähigkeit niedriger einschätzen, als es Jungen tun. Sie führt das auch auf Ursachenzuschreibung zurück: „Wenn ein Mädchen im Diktat oder in der Mathearbeit eine Eins schreibt, wird das meistens damit begründet, dass sie fleißig war oder dass Mädchen in der Grundschule einfach besser sind als Jungs. Das wird von den Eltern gar nicht als besonders wahrgenommen.“

Das Bundesbildungsministerium formuliert es so: „Viele Eltern halten immer noch eine Hochbegabung bei einem Jungen für wahrscheinlicher als bei einem Mädchen. So bleibt die Hochbegabung

vieler Mädchen einfach unbemerkt: Die Erwartung beeinflusst die Wahrnehmung.“ Eine These, die man im Jahr 2019, in dem viele mündige Bürger unterschreiben würden, dass es um die Gleichstellung der Geschlechter gut bestellt ist, kaum glauben mag.

Christine Koop bejaht sie jedoch: „Auch wenn wir fortschrittlicher geworden sind: Die Erwartung, wohin der Bildungsweg führen kann, ist bei Mädchen immer noch reduzierter als bei Jungs.“ Sie erlebt, dass sich Eltern für den Sohn wünschen, dass er Professor werde oder in einer Firma eine leitende Funktion einnehme. Um sich später gegen die Konkurrenz durchsetzen zu können, sei es keine Frage, ihn zu fördern. Bei Töchtern habe das für die Eltern „vielleicht nicht ganz so eine Bedeutung“, so die Psychologin.

Ein guter Schulabschluss und auch ein Studium würden gerne gesehen, aber der Aspekt der späteren Familiengründung habe Einfluss auf elterliche Überlegungen, auch unterbewusst. Zugespitzt formuliert: Der Sohn muss für das Bestehen im harten Business vorbereitet werden, die Tochter darauf, dass sie neben einer Teilzeittätigkeit das „Familienunternehmen“ am Laufen hält.

Gabriele Weigand, Professorin für Erziehungswissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe, verweist darauf, dass heute mehr Mädchen Abitur machen als Jungen und dass Mädchen auch durchschnittlich bessere Schulnoten und Abschlüsse erzielen als Jungen. Sie macht Unterschiede zwischen den Geschlechtern vor allem in der Auswahl der Fachrichtungen aus. Nach wie vor seien Mädchen in Mint-Fächern stark unterrepräsentiert. Dabei spielten Überzeugungen und soziale Erwartungen von El-

## ■ DIESE WOCHE IM „LEIB & SEELE“-PODCAST: ALTERNATIVMEDIZIN

Gerade Eltern sind häufig Fans der Homöopathie und fest davon überzeugt, dass Globuli ihrem Kind schon helfen werden. Ebenso schwören immer mehr Menschen auf Akupunktur, wenn etwa bei Gelenkschmerzen oder Spannungskopfschmerz nichts anderes helfen will. Die Liste alternativer Heilmethoden wird immer länger und die Tipps von Bekannten („Versuch‘ doch mal damit – bei mir hat‘ s geholfen“) immer häufiger. Doch was hilft wirklich? Professor **Sven Gottschling** ist Chefarzt am Zentrum für Palliativmedizin und Kinder-schmerztherapie in Homburg und hat sich für sein neues Buch „Wer heilt, hat recht“ mit Chancen und Grenzen der Alternativmedizin beschäftigt. Im Podcast spricht er über unterschiedlichste Therapieansätze und erklärt, was Patienten bei diesen Heilmethoden beachten müssen, damit sie helfen – und nicht womöglich sogar schaden.

Das ganze Gespräch finden Sie ab 26.02. unter: [blogs.faz.net/podcasts](https://blogs.faz.net/podcasts)



tern und auch von Lehrkräften eine nicht zu unterschätzende Rolle. Sie prägten die Einstellungen und Interessen von Mädchen und Jungen. Studien zeigten, dass Mädchen bei entsprechender Förderung, beispielsweise durch weibliche Mentorinnen, in Motivation, Interessen und Leistungen gestärkt würden.

Martina Rosenboom, Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für das hochbegabte Kind, beklagt hingegen die Benachteiligung von Mädchen der ganz generellen Art. Wenn es darum gehe, wie mit besonderen Begabungen umgegangen würde, tendierten Lehrkräfte immer noch dazu, „sozial starke“ Mädchen für die Förderung schwächerer Schüler auszuwählen. Sie würden weniger nach ihren persönlichen Interessen gefragt als Jungen, sondern dazu verdonnert, sich um den Sitznachbarn zu kümmern, oder zwischen Störenfriede gesetzt, um mehr Ruhe in eine Klasse zu bringen. „So kann ich eine Begabung natürlich auch verbraten.“

Zudem beurteilt sie das Förderangebot in wie auch außerhalb der Schule als zu einseitig. Da Mädchen häufig ein breiteres Interessenspektrum als Jungen hätten, müsste für sie nicht unbedingt der Programmierkurs das geeignete Angebot sein. Und auch Christine Koop regt an, Themenfelder, die nicht mit einer besonderen Begabung assoziiert werden, in den Blick zu nehmen. So werde eine Pferdeleidenschaft als „Mädchenthema“ abgetan, die Begeisterung von Jungen für beispielsweise den Weltraum aber ernst genommen. „Da muss sich auch der Bereich der Begabtenförderung fragen, ob er zu klischeehaft Angebote macht. Es ist dann immer der Schachkurs oder ein Kurs zu Robotik. Sind das Themen, mit denen ich Mädchen erreiche, oder haben sie bei gleicher Begabung andere Interessenfelder, die gar nicht über die Förderangebote bedient werden?“ Koop plädiert dafür, sich bei der Identifikation von Begabung nicht allein vom Gegenstand des Interesses, sondern auch von Merkmalen wie Vertiefungsgrad, Ausmaß des Engagements und dem Vorhandensein eigener Ideen leiten zu lassen.

Welche Auswirkungen kann es haben, wenn eine Begabung nicht erkannt und nicht gefördert wird? Manche Talente sind so angelegt, dass sie schon im Kindesalter umfangreich trainiert werden müssen, um zu einer wahren Meisterschaft gebracht zu werden. Das ist zum Beispiel beim Erlernen eines Instruments der Fall. Hat ein Kind diese Chance in einem bestimmten Lebensalter nicht, schließen sich Zeitfenster, die danach nicht mehr geöffnet werden können. Eine vertane Chance, die viele „Betroffene“ unzufrieden stimmt.

Meistens geht es jedoch um sprachliche oder mathematische Hochbegabungen, die sich unter anderem darin zeigen, dass die Kinder viele Fragen haben, dauernd Antworten suchen und sie nicht nur finden wollen, sondern sie finden müssen. Wer aber zu viel, zu tief, zu beharrlich fragt, erhält nicht unbedingt die Antworten, die ihn zufriedenstellen, sondern erntet häufig auch Verständnislosigkeit. Solche Reaktionen zeigen Hochbegabten, wie befremdlich sie auf den Rest der Welt wirken, und führen zu Selbstzweifeln. Solange die Frage „Was ist falsch an mir?“ nicht beantwortet ist, kann nicht nur eine dauerhafte Frustration, sondern eine schwere Depression die Folge sein.

Bei den Underachievern drückt sie sich teilweise in totaler Verweigerung aus. Andreas Niklas sagt: „Das kann insofern dramatisch verlaufen, als dass ein Kind nur einen schlechten oder gar keinen Schulabschluss hat und einen Ausbildungsweg einschlägt, der seinem Potential nicht entspricht.“

Die meisten Maßnahmen in der Hochbegabtenförderung setzen daher in den Schulen an. Inklusion nicht nur der lernschwachen, sondern auch der lernstarken Schüler lautet das Gebot der Stunde. „Am besten“, sagt Martina Rosenboom, „wäre allen Kindern gedient, wenn sie ihre eigenen Interessen vertiefen könnten. Das gilt für Mädchen und Jungen.“ Die Karg-Stiftung setzt in ihren Fortbildungen darauf, Lehrer zu sensibilisieren, und sieht als Schlüssel zum Erfolg die individuelle Förderung der Schüler, nicht nur in Spezialklassen für Hochbegabte, die es in einigen Bundesländern gibt.

Und von staatlicher Seite aus starteten zu Beginn des Jahres 2018 Bund und Länder die auf zehn Jahre ausgelegte Initiative „Leistung macht Schule“, die besonders leistungsstarke und leistungsfähige Schülerinnen und Schüler in den Fokus nimmt. Wissenschaftler aus 15 Universitäten erarbeiten gemeinsam mit 300 Schulen Konzepte und Strategien, mit denen Lehrer ihren Unterricht so ausrichten können, dass sie die Potentiale ihrer Schülerinnen und Schüler früher entdecken und gezielter im Regelunterricht fördern können.

Und Bastian? Hat eine Klasse übersprungen und fühlt sich nun in der dritten pudelwohl.